

RADAR



Perspektivenwechsel

Das Leben in die eigene Hand nehmen

Vielleicht hatten Sie es heute Morgen eilig und haben die Schülerin am Strassenrand vor dem Fussgängerstreifen nicht beachtet. Vielleicht sind Sie durch Kleinbasels Gassen an einer Frau vorbeigeeilt, die mit ihrer Tochter in Südamerika telefoniert hat. Vielleicht haben Sie sich im Stadtzentrum von einem Kellner einen Kaffee servieren lassen oder sind einer Frau mit voll bepacktem Veloanhänger begegnet.

Dann haben sich vielleicht Ihre Wege mit den Wegen jener vier Menschen, die in diesem RADAR zu Wort kommen, für einen kurzen Moment gekreuzt. Sie leben mitten unter uns, sind Teil unserer Basler Gesellschaft und auf unterschiedlichste Art benachteiligt, schwach oder «klein». Einige von ihnen leben unter Bedingungen, die sich die meisten von uns kaum vorstellen können. In diesem RADAR geben wir ihnen eine Stimme.

Projekte im Sozialbereich sind nur dann erfolgreich, wenn Staat, Non-Profit-Organisationen und Stiftungen wie die CMS die Lebensbedingungen Betroffener sehr genau kennen, wenn Angebote aufeinander abgestimmt und gezielt auf die jeweiligen Bedürfnisse hin ausgerichtet sind. Denn gut gemeint ist oft das Gegenteil von gut. Die CMS wird ihr Engagement im Sozialbereich zusammen mit ihren Partnern künftig noch stärker fokussieren. Ziel bleibt dabei immer, Menschen in Not mehr Selbstverantwortung zu übertragen und sie dazu zu befähigen, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen.

Dr. Lukas Faesch
Präsident der Christoph Merian Stiftung

Perspektivenwechsel mit Einwegkamera

In diesem RADAR geben die Schülerin Edina, die Sexarbeiterin Maria, der hochverschuldete Patrick und die Stadtnomadin Sabine Schäfer einen Einblick in ihr Leben. Und zwar auch in einem ganz wörtlichen Sinn. RADAR hat sie nicht nur selber zu Wort kommen lassen, auch alle Fotos im ersten Bund stammen von ihnen. RADAR hat ihnen allen dieselbe analoge Einwegkamera in die Hand gegeben und sie ohne weitere Vorgaben gebeten, ihr Lebensumfeld abzubilden. Die Fotos, die in dieser veralteten Technik ohne Überprüfungs- und Korrekturmöglichkeit entstanden sind, sind so individuell wie ehrlich – in unserer digitalen und auf Perfektionismus auch in der Bildästhetik getrimmten Zeit authentische Momentaufnahmen ihres Lebens.

4 Plädoyer für eine bessere Sozialpolitik
Benachteiligten eine Stimme geben!

6 Patrick
Jung und hoch verschuldet

11 Edina
Zu klein für die Erwachsenenwelt

12 Maria
Widerwille auf dem Strassenstrich

15 Sabine Schäfer
Aus Protest gegen die Wohnungsnot ohne Wohnung

17 HeK
Zurück in die Zukunft

19 Hühnerhaltung in den Merian Gärten
Nachhaltig und tiergerecht

20 Schweizer Kinos
Ein Bijou aus dem Christoph Merian Verlag

20 Demnächst
Museumsnacht



JETZT REDEN WIR!

PERSPEKTIVENWECHSEL — EINBLICK IN DEN ALLTAG BENACHTEILIGTER

Um effizient «Noth lindern» zu können, wie es Christoph Merian seiner Stiftung vorgeschrieben hat, müssen die CMS sowie staatliche und zivilgesellschaftliche Akteure die Lebenswelten Benachteiligter sehr gut kennen. Ein Plädoyer für eine Förderpolitik, die sich noch stärker an den Bedürfnissen Betroffener orientiert

Perspektivenwechsel

In der ersten Ausgabe unseres Magazins RADAR haben wir unsere umfangreiche Analyse im Sozialbereich vorgestellt. Wir haben aufgezeigt, wo die Not in Basel aus unserer Sicht am grössten ist, wie und wo sich unsere Partnerorganisationen und wir uns für Menschen in benachteiligten Lebenssituationen heute schon engagieren, wo es Lücken gibt und welche Schwerpunkte die CMS in den nächsten Jahren zusammen mit ihren Partnern anpacken will.

In dieser Ausgabe wechseln wir bewusst die Perspektive. Wir berichten nicht über «Betroffene», sondern geben Menschen, die sonst kaum oder nie zu Wort kommen, selber eine Stimme. Für dieses RADAR haben sie uns mit Fotos von Einwegkameras zudem einen Einblick in ihr Leben gewährt.

Dieser bewusste Perspektivenwechsel ist für eine im Sozialbereich tätige Stiftung wie die CMS eminent wichtig, wenn sie gemäss Stiftertestament effizient «Noth lindern» will. Als Stiftung sind wir es gewohnt, Studien und Statistiken heranzuziehen, Gesuche zu prüfen, Projekte zu initiieren und zu begleiten und den Austausch mit Fachleuten zu pflegen. Das ist wichtig. Wir glauben dabei oft, die richtigen «Rezepte» zu kennen, mit denen Benachteiligten geholfen werden kann. Aber wissen wir wirklich genug über die tatsächlichen Bedürfnisse der Menschen? Wie sie leben? Was sie beschäftigt? Was sie sich wünschen und bräuchten, um in Basel besser leben zu können?

In diesem RADAR kommen der hochverschuldete Patrick, die Schülerin Edina, die Sexarbeiterin Maria und die Stadtnomadin Sabine Schäfer zu Wort. Auf den ersten Blick verbindet sie nichts. Alle vier erleben aber auf ganz unterschiedliche Weise im Alltag Benachteiligung oder Not in verschiedenen Ausprägungen: weil sie zu klein sind, um in der Erwachsenenwelt überhaupt wahrgenommen zu werden – weil ihr Potenzial in der heutigen Leistungsgesellschaft wenig zählt – weil sie sich in Basel mit seinen hohen Mieten keine bezahlbare Wohnung mehr leisten können – oder weil an einem entscheidenden Punkt in ihrem Leben etwas gründlich schiefgelaufen ist.

Prekäre Lebensbedingungen auch in Basel

In der Schweiz leidet niemand Hunger. Zu einem Leben in Würde braucht es aber mehr als nur Essen und Trinken. Um auf Augenhöhe Teil der Gesellschaft zu sein und zu bleiben, ist Geld eine unabdingbare Voraussetzung. Für den Lebensunterhalt genug Geld zu verdienen, wird auf dem heutigen Arbeitsmarkt mit seinen immer höheren Anforderungen für viele Menschen aber immer schwieriger. Viele können – oder wollen – nicht mehr mithalten. Die sozialen Netze sind auch in Basel brüchiger geworden oder gar nicht mehr vorhanden. Viele ziehen sich zurück und arbeiten, leben und wohnen isoliert in Nischen unter prekären Bedingungen, namentlich Migrantinnen und

Migranten. Scheitern auf der Suche nach Jobs oder kommen trotz Arbeit nicht auf ein überlebensfähiges Einkommen. Oder finden sich damit ab, dass sie «zu klein» sind.

Verschuldung, Abhängigkeit von der Sozialhilfe, unwürdige Wohn- und Lebensverhältnisse und das gesellschaftlich isolierte und geächtete Leben in der Prostitution gibt es auch im reichen Basel – und nicht zu knapp. Das kann das Selbstbewusstsein mindern. Lebensfreude und das Vertrauen in die eigenen Ressourcen, Talente und die eigene Widerstandsfähigkeit können dabei auf der Strecke bleiben. Das kann die Kraft und den Mut für einen Neuanfang verbauen.

Patrick wollte eigentlich immer arbeiten, bis er nach dem Werkjahr «Tests machen musste» und Schulverantwortliche ihm eine Invalidenrente nahegelegt haben. Damals hat auch seine Kaufsucht angefangen, mit der er sich hoch verschuldet hat. Dank professioneller Hilfe von Plusminus und der Jugendarbeit Basel JuAr hat er seine Kaufsucht heute im Griff, doch die Schulden sind immer noch da und ihm droht die Aussteuerung. Seinen Traum, einen neuen Beruf zu erlernen, vielleicht als Innendekorateur, hat er nicht aufgegeben.

Edina, die begabte Viertklässlerin, fühlt sich im heutigen Strassenverkehr «wie Luft». Mit dem Kinderbüro und Basler Verkehrspolizisten war sie bei kids&cops unterwegs und erstmals auf Augenhöhe mit Autofahrern, die sie sonst schlichtweg übersehen. In RADAR erzählt sie, wie eine kindergerechte Stadt aussehen müsste.

Die Migrantin Maria aus Südamerika ist eigentlich ausgebildete Hebamme. Um ihre Familie in der Heimat über Wasser zu halten und zu versorgen, arbeitet sie auf dem Basler Strassenstrich und versucht, in ihrem verhassten Job nicht zu verzweifeln und die Selbstachtung nicht zu verlieren. Die Beratungsstelle Aliena sei ihr «Rettungsanker», sagt sie. Aliena unterstützt sie, gibt ihr Geborgenheit und Kraft – vielleicht auch für einen Ausstieg aus dem Sexgewerbe.

Über viel Kraft und Ressourcen verfügt auch die Textilfachfrau Sabine Schäfer, die Stadtnomadin, die ohne Wohnung in Basel lebt. Sie will keine Sozialhilfe beziehen, kann aber demnächst die Krankenkassenprämien nicht mehr bezahlen. Ihre Lebensweise ist auch ein politischer Protest gegen die Verdrängung von Wenigverdienenden aus der Stadt – und für ein Recht auf Wohnen, unabhängig vom Einkommen. Der Verein für Gassenarbeit Schwarzer Peter hat sie punktuell beraten.

Förderpolitik auf Augenhöhe

Staat, Non-Profit-Organisationen, Stiftungen und Akteure der Zivilgesellschaft unterstützen eine Vielzahl von gut gemeinten Projekten für alle möglichen Zielgruppen – und übersehen dabei oft die tatsächlichen Anliegen von Benachteiligten. Nur wer Betroffene selber zu Wort kommen lässt und ihnen zuhört, gewinnt Einsichten in ihre Lebenswelten. Ohne Berücksichtigung und Achtung ihrer Geschichte und ihrer Bedürfnisse sind wirkungsvolle Projekte zum Scheitern verurteilt.

Von der CMS direkt oder von Stiftungen unter ihrem Dach unterstützte Partnerorganisationen wie Plusminus, Schwarzer Peter, Aliena oder das Kinderbüro schauen schon heute sehr genau hin und haben ihre Angebote gezielt auf ihre Klientinnen und Klienten ausgerichtet. Nur so können aus «Betroffenen» wieder Handelnde werden, die sich selbst nicht als Opfer verstehen und resignieren, sondern Selbstvertrauen (zurück)gewinnen, Verantwortung übernehmen und ihr Leben selber in die Hand nehmen.

Eine neue Art der CMS-Förderung: Fonds

Die CMS wird im Sozialbereich künftig neben ihrer bisherigen Förderung über Betriebs- und Projektbeiträge neue Arten der Förderung entwickeln, die Menschen in schwierigen Lebenssituationen noch gezielter unterstützen und ihnen mehr Mitbestimmung und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen sollen. Zu diesem Zweck wird die Stiftung mit Partnern Fonds einrichten, die sich an spezifische Zielgruppen wenden und eine thematische Förderung erlauben. Asylsuchende im Verfahren erhalten zum Beispiel heute schon eine massgeschneiderte Unterstützung, bei der sie Deutsch lernen und gleichzeitig einen Computerkurs besuchen können, damit sie administrative Aufgaben selbstständig erledigen können. Diese Art der Förderung setzt voraus, dass die jeweilige Partnerorganisation mit den Betroffenen eine sorgfältige Einschätzung ihrer Potenziale und Ressourcen vornimmt.

Studien sind gut – Studien mit Betroffenen sind besser

Die umfassende Sozialanalyse der CMS von 2016 hat gezeigt, dass viele aktuelle Studien im Sozialbereich für Sozialarbeitende und ihre Klientinnen und Klienten nur bedingt von Nutzen sind, weil sie konkrete Fragestellungen aus der Praxis viel zu wenig berücksichtigen. Deshalb wird die CMS den Erfahrungsaustausch zwischen Forschung, Wissenschaft, Praxis und Betroffenen künftig noch stärker forcieren. Eine aktuelle Studie zur Obdachlosigkeit zum Beispiel bildet nicht nur den Status quo mit wissenschaftlichen Eckdaten ab. Sie berücksichtigt auch die Bedürfnisse der Betroffenen und liefert damit wichtige Hinweise für künftige Unterstützungsmassnahmen. Erst durch eine noch stärkere Verzahnung von Forschung, Praxis und Sichtweisen der Betroffenen sind wirkungsvolle Projekte möglich.

Kinder- und Jugendförderung

Traditionsgemäss liegt der CMS die Förderung von Kindern und Jugendlichen besonders am Herzen. Unser Ziel ist es, ihnen mehr Mitbestimmung und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben bereits in jungen Jahren zu ermöglichen, um sie in der Erwachsenenwelt in allen Bereichen zu stärken. Die Lebensräume von Kindern und Jugendlichen sind an sich dieselben wie jene von uns Erwachsenen: Familie, Wohnort, Schule, Arbeit, Vereine, öffentlicher Raum und die Gesellschaft als Ganzes. Allerdings sind die Mitbestimmungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten für unsere Kleinsten noch sehr beschränkt.

Die – auch von der Schweiz unterzeichnete – UN-Kinderrechtskonvention sieht vor, dass Kinder und Jugendliche sich zu ihrem Lebensumfeld aktiver äussern und in Entscheidungen ihres unmittelbaren Lebensumfelds stärker einbezogen werden sollen. Im Fall von Edina betrifft das nur den Strassenverkehr. Der Einbezug soll nach UN-Kinderrechtskonvention aber noch viel weiter gehen: bis zur Mitbestimmung bei der Stadtentwicklung des Wohnumfelds, in der Schule, bei asylrechtlichen Fragen über den Verbleib in der Schweiz, oder in Konfliktsituationen bei anderen Familien als jener von Edina: bis zu Scheidungs- und Sorgerechtsfragen.

Ebenso wichtig ist der Perspektivenwechsel auch für Erwachsene. Die Kinderperspektive frühzeitig miteinzubeziehen ist kein Luxus, sondern kann sich ganz handfest im doppelten Wortsinn auszahlen.

In der Verkehrsplanung werden von Stadtplanern auf dem Reissbrett neue, teure Velowege geplant und realisiert, die von Kindern danach aber kaum genutzt werden, weil sie andere Wege bevorzugen. Es gibt aber noch viele andere Handlungsfelder. So sind systematische Beurteilungen des Unterrichts durch die Kinder selbst heute noch die Ausnahme, obwohl sie wichtige Hinweise auf die Unterrichtsqualität liefern könnten. Oder schwerkranke Kinder haben im Spital kein Anhörungsrecht, wenn es um einschneidende medizinische Entscheidungen über ihren eigenen Körper geht. Das kann im späteren Leben gravierende Folgen haben.

«Leave no one behind» – Auftrag der UNO

In dieser Ausgabe von RADAR kommen sehr unterschiedliche Menschen zu Wort, die auf unterschiedliche Weise in Basel benachteiligt sind. Sie mit zielgerichteten Projekten zusammen mit Partnerorganisationen zu stärken und zu unterstützen, ist das Ziel der CMS. Mit ihrem Engagement in Basel orientiert sich unsere Stiftung nicht zuletzt am globalen Programm der Vereinten Nationen.

Die Generalversammlung der Vereinten Nationen hat am 25. September 2015 in New York beschlossen, bis 2030 in allen Mitgliedsstaaten der UNO die 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung umzusetzen. Auch die Schweiz ist dazu aufgefordert. Die Agenda 2030 richtet den Blick auf besonders benachteiligte Gruppen, wie Armutsbetroffene, Kinder und Jugendliche, indigene Bevölkerungsgruppen, Menschen auf der Flucht sowie Migrantinnen und Migranten. Bis 2030 sollen Armut, Hunger und Ungleichheiten bekämpft und die Umwelt nachhaltig geschützt werden. Es sollen friedliche, gerechte und inklusive Gesellschaften entstehen. Einer der Schlüsselsätze lautet: «No one will be left behind» – niemand wird zurückgelassen.

Die CMS orientiert sich in Übereinstimmung mit dem Stiftertestament und im Rahmen ihrer Möglichkeiten an diesen Zielen. Sie engagiert sich speziell für die Umsetzung der Ziele 1, 5, 10 und 16. Auf viele Faktoren, die Edina, Maria, Patrick und Sabine Schäfer benachteiligen und schwächen, hat unsere vergleichsweise kleine Basler Stiftung im globalen Kontext keinen oder nur einen sehr geringen Einfluss: auf die globale Arbeitsmigration, auf den schwächere diskriminierenden Arbeitsmarkt, auf das nationale Miet- und Bodenrecht. Zusammen mit ihren Partnern wird die CMS künftig aber noch genauer hinschauen, hinhören und handeln. Und wo nötig und möglich auch auf strukturelle Verbesserungen hinwirken.



Quelle: www.unicef.de

WEGEN KAUFsuchT VERSCHULDET UND AUF DER SUCHE NACH SEINEM TRAUMJOB

PATRICK

Ich bin 24 Jahre alt und heisse ... sagen wir: Patrick. Mein richtiger Name lautet anders. Aber vielleicht ist es besser, wenn ich anonym bleibe. Wenn man so viele Schulden hat wie ich, dann bleibt das vielleicht für immer an einem kleben.

Ich bin mit meiner alleinerziehenden Mutter und meiner Schwester in einem Vorort von Basel aufgewachsen. Meine Mutter ist Verkäuferin. Ich bin in eine Kleinklasse gegangen und habe danach ein Werkjahr gemacht. Nach dem Werkjahr gab es Tests. Sie sagten mir danach, dass ich IV beziehen solle. Ich weiss noch heute nicht, weshalb. Ich will doch arbeiten. Danach habe ich eine verkürzte A-Lehre als Restaurationsangestellter gemacht und abgeschlossen. Seit vier Jahren arbeite ich als Kellner in einem Restaurant im Zentrum von Basel. Nicht fest angestellt, sondern nur immer als Aushilfe auf Abruf. Sie rufen mich kurzfristig an, und dann habe ich Arbeit. Sonst nicht. Wenn's gut kommt, sind das höchstens zwei Tage pro Woche.

Das mit der IV hat mich wirklich sehr deprimiert. Damals hat meine Kaufsucht angefangen. Ich habe übers Internet Sachen bestellt, die ich gar nicht brauchte: zwanzig Paar Schuhe. Möbel. Einen neuen Computer, obwohl ich ja einen hatte. Und ganz viel so Zeug. Ich wollte mir einfach eine Freude machen und mich «aufstellen». Wenn die Päckli per Post kamen, hatte ich im Moment auch wirklich Freude. Aber die verging schnell. Ich hatte bald mehrere tausend Franken Schulden. Meine Grossmutter hat mir dann geholfen, fürs Erste, und die Schulden bezahlt. Aber ich habe danach weiter Sachen bestellt, auch auf Raten. Meine Mutter sagte: Du musst dein Leben endlich selber in den Griff kriegen. Das habe ich versucht. Ich habe mich via Internet bei einer Firma angemeldet, die sagte, sie sei «eine Kredit-Alternative für Ihre Schulden». Sie haben mir pro Monat Rechnungen

in der Höhe von 300 bis 500 Franken geschickt – aber nichts gemacht. Die haben mich, Entschuldigung: richtig verarscht. Ich hatte dadurch immer mehr Schulden, und es wurde schlimmer und schlimmer. Denn neben meinen Kaufsucht-Schulden haben sich auch die Steuerschulden angehäuft. Dieses System von im Nachhinein die Steuererklärung ausfüllen und zahlen – das hat bei mir einfach nicht funktioniert.

Meine Schwester hat mir dann zum Glück weitergeholfen. Sie hat mir geraten, zur Schuldenberatung Plusminus zu gehen, und die haben mich an die JuAr weiterverwiesen, die Jugendarbeit Basel. Frau Koller vom JuAr ist super. Zu ihr habe ich grosses Vertrauen. Sie ist auch witzig, und wir können zwischendurch auch mal lachen. Das ist wichtig, wenn man sich schlecht fühlt. Ich versuche jetzt, meine Schulden wieder zurückzuzahlen. Es sind mehrere tausend Franken. Ich habe jetzt auch aufgehört, Sachen zu bestellen. Ein Kollege von mir sagte: Kauf dir doch einen Hund, dann kommst du auf andere Gedanken! Das habe ich gemacht. Mein Hund ist ein Mischling zwischen Schäferhund und Labrador – so herzig! «Er zaubert mir ein Lächeln aufs Gesicht», wie man so schön sagt. Ich gehe sehr viel spazieren mit ihm, an die frische Luft. Das tut mir gut, und meinem Hund gefällt das auch.

Ich habe schon Freunde, aber mit denen konnte ich über meine Probleme nicht sprechen. Und wenn man in Basel in den Ausgang geht, füllen sich doch alle nur die Birne. Oder verprügeln sich oder randalieren. Das hat mir richtig abgestellt. Hier in Basel ist alles so mega teuer. In der Stadt in Süddeutschland, wo ein Teil meiner Familie lebt, ist es viel fröhlicher. Die Leute sind dort viel netter und lebenswürdiger.

Weil ich meist nur Teilzeit arbeiten konnte, bin ich zum RAV und habe Arbeitslosentaggeld bezogen. In dieser Zeit bin ich zur JuAr. Da mein Lohn aber so niedrig ist, bekomme ich jetzt ergänzend Sozialhilfe. Eine neue Stelle habe ich bisher nicht gefunden. Bald werde ich ausgesteuert. Ich habe schlaflose Nächte deswegen. Auch, weil ich als Kellner wohl nicht weiter arbeiten kann. Ich habe die typische Kellnerkrankheit, ein Ganglion am Handgelenk. Das schmerzt und wurde auch operiert, und das könnte chronisch werden. Ich muss deswegen nochmal ins Spital. Vielleicht werde ich dann definitiv IV. Die Ärztin hat mir geraten, ich solle doch eine neue Ausbildung machen. Ich würde sehr gerne einen anderen Beruf lernen. Innendekorateur zum Beispiel. Nicht wahr, meine Wohnung ist hübsch eingerichtet? Sowas liegt mir. Vielleicht ist es mit einer IV-Umschulung möglich, Innendekorateur zu werden. Ich hoffe es sehr.

Ich habe im Moment für Essen, Haushalt und Körperpflege nur grad 200 Franken pro Monat, weil meine 1,5-Zimmer-Wohnung 1100 Franken kostet und mir das Sozialamt nach einem halben Jahr jetzt nur noch 700 für die Wohnung bezahlt. Die vom Sozialamt sagen, ich müsse halt eine billigere Wohnung suchen. Aber die gibt's ja nicht in Basel, und mit meinen Betreibungen kriege ich sowieso keine.

Was ich Menschen raten würde, die in einer ähnlichen Situation sind? Ich würde denen sagen: Wichtig ist ein Hobby, und wichtig sind wirklich gute Freunde. Damit man in den eigenen vier Wänden nicht versauert und nicht auf dumme Gedanken kommt. Es gibt ja auch Menschen, die sich ritzen, weil sie einsam und unglücklich sind. Oder sich sogar umbringen. Man sollte mit jemandem, zu dem man Vertrauen hat, über seine Probleme offen reden können. Ich habe es nicht gemacht, weil ich niemanden hatte oder mich nicht getraut habe. Hätte ich früher professionelle Hilfe gesucht, wäre das besser gewesen.

Plusminus Basel

www.plusminus.ch und www.juarbasel.ch

- ist eine kantonale anerkannte Fachstelle für Schulden- und Budgetberatungen.
- bietet Schuldenberatungen, Begleitung und Unterstützung an und vermittelt KlientInnen auch weiter, z.B. an die Jugendarbeit Basel JuAr.
- organisiert Infoveranstaltungen, Workshops und Kurse für Fachleute und Direktbetroffene.
- beugt der Überschuldung durch Prävention und Information vor.
- wird von der CMS 2017–2020 mit insgesamt CHF 1200000 (CHF 300000 p.a.) unterstützt.

Jugendverschuldung

- Die Jugendverschuldung ist in der Schweiz in den letzten Jahren markant gestiegen. Eine relevante Schuldenfalle für Jugendliche ist das leicht zugängliche Online-Shopping.
- Aktuelle Studien zur Situation in Basel gibt es nicht. Gemäss einer 2007 gesamtschweizerisch durchgeführten Umfrage des Bundesamts für Justiz hatten vor zehn Jahren bereits rund 38 Prozent der 18- bis 24-Jährigen Schulden: informelle bei Familie und Freunden, formelle bei Kreditinstituten, Steuerschulden oder offene und gemahnte Rechnungen. Jeder zehnte Jugendliche hatte Schulden von mehr als 2000 Franken.

Weiterführende Informationen: Elisa Streuli (2013): Geld, Knappheit und Verschuldung im Jugendalter. Zwischen finanzieller Abhängigkeit und Mündigkeit. In: Stefan Schnurr/Edith Maud Piller (Hg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz. Forschung und Diskurse. Wiesbaden, S. 333–368.



Ist mir wichtig: ein schönes Zuhause.



Arthur, mein Zauberer.



Gemeinsam lachen hilft,
wenn man sich schlecht fühlt.



Dieses Bild hat meine Grossmutter gemacht.
Für mich.







Mit richtigen Cops auf Patrouille.



Das Kind rennt. Die anderen nicht.



Augen zu und durch.



Ein lustiger Ort, an dem wir was zu sagen haben: Kinderbüro.

«ALS OB ICH LUFT WÄRE. NIEMAND SIEHT MICH!»

EDINA

Ich heisse Edina, bin zehn Jahre alt und gehe in die vierte Klasse in einem Schulhaus im Gundeli. Ich finde Edina einen sehr schönen Namen. Eine meiner drei älteren Schwestern hat den für mich ausgesucht. Das ist schön, gell?

Unsere Familie kommt aus Bosnien. Meine Eltern sind während des Krieges in die Schweiz gekommen. Klar kann ich Bosnisch, das reden wir zu Hause. Warum ich so gut und ohne Akzent Hochdeutsch spreche? Weiss nicht. Ich rede halt gerne. In der Schule bin ich sehr gut. Alles Sechser, ganz ehrlich! Mathe ist mein Lieblingsfach. Die anderen in meiner Klasse sagen manchmal: Mathe ist schwierig. Aber ich finde es nicht schwierig. Man muss halt nur wissen, wie es geht. Franzi habe ich auch gern. Oder Zeichnen und Handarbeit. Nicht so gerne habe ich NMG und Deutsch. Also schon auch gerne, aber nicht soo gerne.

In meiner Freizeit tanze ich gerne Hip-Hop. Ich habe schon bei den miniMIR mitgemacht. Das ist so eine Aktion in Basel, in der ganz viele Kinder mittanzen und dann Aufführungen machen. Das hat mir grossen Spass gemacht. Ich tanze aber auch gerne Volkstanz. Bosnische Volkstänze. Ich muss mich immer bewegen. Das gehört ganz fest zu mir. Ich bastle aber auch sehr gerne. Origami zum Beispiel. Da faltet man Blätter zusammen zu Tieren oder Blumen. Und ich lese auch gerne. «Gregs Tagebuch» gefällt mir sehr. Es sind ja nicht echte Geschichten. Aber irgendwie hat man doch das Gefühl, es sei irgendwie echt – und man kann in ein Leben hineinschauen und sich überlegen: Was hätte ich jetzt in der Situation gemacht?

Ich habe bei der Aktion kids&cops vom Kinderbüro mitgemacht. Ich habe mich selber gemeldet, weil ich neugierig war. Wir sind mit Frau Cantieni und Frau Peter vom Kinderbüro und Herrn Schönmann von der Polizei und vielen anderen Polizisten Autos kontrollieren gegangen an der Dornacherstrasse, ganz früh am Morgen, wenn viele Autos durch die Dornacherstrasse fahren. Es war fast noch dunkel. Also die Polizei hat kontrolliert und Herr Schönmann war der Chef. Er ist sehr nett und lustig. Ich kenne ihn von der Verkehrserziehung in der Schule her. Und ich habe dann mit meiner Klassenkollegin Shengile mit den Autofahrern gesprochen und sie gefragt, ob sie wissen, warum wir sie anhalten. Und andere Zweiergrüppli haben dasselbe gemacht. Wir haben ihnen dann gesagt, dass es wichtig ist, sich an Regeln zu halten. Dass sie nicht zu schnell fahren und auf uns Kinder aufpassen müssen! Wir haben dann Schoggiherzen mit Zeichnungen drauf verteilt. Wir haben das einen Tag vorher geübt. Damit wir wussten, was wir den Leuten in den Autos sagen sollen.

Es war spannend zu sehen, wie die Leute reagiert haben und was das für Leute waren, die wir angehalten haben. Mich hat zum Beispiel überrascht, dass in einem Auto jemand am Steuer sass, der gar nicht Deutsch konnte. Nur der Beifahrer konnte Deutsch. Eigentlich müsste es doch umgekehrt sein, oder nicht? Mit der Zeit fand ich es dann, ehrlich gesagt, ein bisschen langweilig. Schade, dass wir niemanden verwütscht haben, der zu schnell gefahren ist. Aber eigentlich ist es ja gut, dass sich alle an die Regeln gehalten haben. Am lustigsten wäre es gewesen, wenn wir ein Polizeiauto kontrolliert hätten! Aber es war leider keines dabei.

Die Aktion von kids&cops finde ich schon noch gut. Damit die Leute noch mehr aufpassen auf uns Kinder. Manchmal stehe ich zum Beispiel vor einem Fussgängerstreifen, und die Autos halten einfach nicht an. Da fühle ich mich manchmal so, als ob ich Luft wäre. Niemand sieht mich! Manchmal habe ich auch Angst, überfahren zu werden. Zum Beispiel am Bahnhof, wo es so viele Trams und Autos und Busse gibt. Ein grosses Durcheinander. Da weiss ich dann nicht immer genau, wo ich hinstehen soll. Ich finde, man müsste in der Stadt extra Wege nur für Kinder machen. Und bei den Ampeln müsste es Zeitangaben geben, damit alle wissen, wie viel Zeit noch bleibt, um über die Strasse gehen. Es wird manchmal so schnell rot! Und dann bin ich unsicher: Soll ich jetzt schnell rüberrennen, oder soll ich warten? Und die Ampeln und Verkehrsschilder sollten nicht so hoch sein, denn wir Kinder sind viel kleiner als die Erwachsenen. Wir müssen immer ganz hoch raufschauen. Ich zeig's dir: So. Wenn wir geradeaus schauen, sehen wir nur Stangen, keine Schilder und Ampeln.

Wenn ich Zauberin wäre und mir etwas wünschen könnte, würde ich mir wünschen, dass alle unsterblich wären, dass alle ganz viel Spass haben und dass keine Kinder gekidnappt werden. Und wenn ich gross bin, möchte ich Profitänzerin werden. Oder Zooleiterin. Oder Hundefrisörin.

Kinderbüro Basel

www.kinderbuero-basel.ch

- ist eine Fachstelle für Kinderanliegen und gibt Kindern eine Stimme (Kinderlobby).
- initiiert Projekte mit Kinderbeteiligung in für sie wichtigen Lebensbereichen.
- bietet Weiterbildungen und Schulungen zu Kinderrechten, Partizipation und kindgerechter Planung an.
- setzt sich für die Förderung und Erhaltung von kinderfreundlichen Lebensräumen ein.
- wird von der CMS in den Jahren 2017–2020 mit CHF 1040 000 unterstützt (CHF 260 000 p.a.).

Anhörung und Partizipation von Kindern

- Das Recht von Kindern auf Anhörung und Partizipation (UN-Kinderrechtskonvention Art. 12) ist aktuell Gegenstand eines Postulats der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Nationalrats. Das Postulat beauftragt den Bund, eine gesamtschweizerisch vergleichende Bilanz über die Kindesanhörung in verschiedenen Bereichen durchzuführen.

AUF DEM BASLER STRASSENSTRICH FÜR DAS GLÜCK IHRER FAMILIE

MARIA

scy Maria finde ich einen sehr schönen Namen. Nennen wir mich doch Maria. Ich komme aus einem südamerikanischen Land und arbeite seit einem halben Jahr als Prostituierte auf dem Strassenstrich hier im Kleinbasel. Ich weiss, ich bin sehr hübsch und sehe viel jünger aus, aber ich bin 46 Jahre alt. Das sage ich den Klienten natürlich nicht.

Von Beruf bin ich eigentlich ausgebildete Hebamme. Viele Leute meinen, wir Frauen im Sexgewerbe hätten keine Ausbildung. Aber das stimmt nicht. Viele haben in ihren Heimatländern einen Beruf erlernt, wie ich. Ich habe die Ausbildung zur Hebamme angefangen, wurde schwanger, und dann ist mein Bruder gestorben, der die ganze Familie ernährt hat. Ich bin dann nach Spanien ausgewandert, weil die Familie dringend Geld brauchte und alle sagten: In Spanien kannst du viel mehr verdienen. Der Vater meines Kindes ist abgehauen, und es hing alles an mir. In Spanien habe ich alles gemacht: Ich ging putzen, habe in Spitälern gearbeitet, als Hilfsköchin in Restaurants, arbeitete rund um die Uhr, aber verdiente fast nichts und konnte der Familie fast nichts überweisen. Dann kam die Wirtschaftskrise in Spanien, und es wurde immer schwieriger.

In dieser Zeit habe ich es das erste Mal gemacht. Oh nein, das fiel mir nicht leicht. Es war furchtbar. Es hat mich total blockiert. Denn das ist ja nicht «normal», sein Geld im Sexgewerbe zu verdienen, o no? Ich habe dann doch weitergemacht, wegen des Geldes, bin zurück nach Südamerika und habe meine Ausbildung mit diesem Geld abgeschlossen. Trotz fertiger Ausbildung reichte das Geld für die Unterstützung meiner ganzen Familie hinten und vorne nicht, deshalb bin ich wieder zurück nach Europa und habe als Prostituierte in Frankreich, Belgien und in Schweizer Städten gearbeitet. Eine Kollegin hat mich dann nach Basel geholt.

Viele denken, wir hätten alle Zuhälter. Aber das stimmt auch nicht. Ich arbeite auf eigene Rechnung wie viele hier in Basel. Ich wohne und arbeite in einem kleinen, schäbigen Zimmer im 4. Stock ohne Lift in einer Liegenschaft im Kleinbasel. Dafür zahle ich rund 2000 Franken pro Monat. Andere Frauen zahlen bis zu 3000 Franken für die besser zugänglichen Zimmer weiter unten im Haus. Zum Teil wohnen sie zu zweit in einem Zimmer. Das Haus und mein Zimmer sind heruntergekommen, alt, dreckig. Horror.

Ich arbeite von sieben Uhr morgens bis ungefähr sieben Uhr abends, meist sieben Tage die Woche, um möglichst schnell möglichst viel Geld zu verdienen. Nachts will ich nicht arbeiten. Da kommen die Betrunkenen und Drogenabhängigen. Das ist eklig und stösst mich ab. Das Geschäft läuft sehr unterschiedlich. In den Schulferien läuft es meistens schlechter – zum Beispiel während der letzten Herbstferien. Aber am letzten Sonntag der Herbstferien lief es, wieder sehr gut. Da kommen die Familienväter aus den Ferien zurück.

Du bist sehr ausgeliefert und verletzlich, wenn du so auf der Strasse stehst. Du stehst in der Öffentlichkeit – und jeder kann dich anlotzen. Es gibt viele betrunkene Männer, die dich anpöbeln. Auch andere Prostituierte tun das. Der Konkurrenzkampf ist brutal geworden in Basel. Es sind jetzt auch viele Osteuropäerinnen in Basel, Ungarinnen, die zu Dumpingpreisen anbieten. Die Kunden zahlen manchmal weit unter hundert Franken. Da wird es immer schwieriger, genug Geld zu verdienen. Basel ist trotzdem noch gut. Hier ist Prostitution wenigstens erlaubt. Und als eingebürgerte Spanierin, EU-Bürgerin, kann ich hier auch legal arbeiten.

Ich habe mich ... ach ... man gewöhnt sich halt dran. Was bleibt mir anderes übrig. Ich finde es immer noch schrecklich und würde lieber sofort aufhören, aber wirklich sofort, lieber gestern als heute. Und sofort abhauen. Aber ich brauche das Geld so dringend. In meiner Heimatstadt habe ich ein Haus für meine Familie gekauft, das ich immer noch abbezahlen muss. Ich möchte das Haus ausbauen, damit meine ganze Familie dort leben kann. Die oberen Stockwerke möchte ich vermieten, damit wir alle davon leben und unten vielleicht mal ein Restaurant aufmachen können. Das ist mein Traum! Deshalb nehme ich das alles auf mich. Vielleicht schaffe ich es in einem Jahr auszusteigen. Ich hoffe es so sehr.

Warum ich nicht legal als Hebamme in Basel arbeite oder in einem Pflegeberuf? Ich kann kein Deutsch. Ich müsste Deutsch lernen, mein Diplom anerkennen lassen, mich weiterbilden für die Anforderungen hier. Aber ich arbeite ja fast rund um die Uhr, ich muss ja selbst von etwas leben und muss meine Familie unterstützen. Das geht nicht.

Ich bin sehr einsam hier in Basel und habe grosses Heimweh und Sehnsucht nach meiner 17-jährigen Tochter, meiner Familie, bei der sie lebt, meiner Heimat Südamerika. Meine Familie weiss selbstverständlich nicht, was ich hier tue, wo denken Sie hin! Ich sage ihnen, dass ich putze und in Restaurants arbeite. Entschuldigung, das ist jetzt grad ein bisschen zu viel für mich. Warten Sie kurz ... Okay, jetzt geht's wieder, jetzt kann ich weiterreden. Aliena, die Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe hier an der Webergasse, wo wir jetzt sind, das ist für mich eine Art Rettungsanker. Viky Eberhard von Aliena hat mich auf der Strasse angesprochen, deshalb bin ich auf Aliena überhaupt aufmerksam geworden. Die Beratungsstelle ist der einzige Ort, an dem ich loslassen kann. Mich geschützt und geborgen fühle. Im Austausch mit anderen Frauen erfahre, dass ich nicht alleine bin. Beraten und informiert werde über meine Rechte. Wir essen auch zusammen und können manchmal auch lachen und es einfach nur schön haben.

Ich möchte sehr gerne, dass Sie schreiben, dass es einen Grund gibt, weshalb Frauen wie ich das hier tun: weil viele von uns einfach nur das Beste für ihre Familien wollen und keinen anderen Weg gefunden haben – zu einem sehr hohen Preis. Schreiben Sie das so: zu einem sehr hohen Preis. Es gibt so viele wunderbare, starke, stolze und gut ausgebildete Frauen in diesem Gewerbe, die eigentlich ein ganz anderes Leben wollten. Klar gibt es auch solche, die das gerne tun. Aber es sind, glaube ich, nur wenige. Vielleicht die, die das seit zwanzig, dreissig Jahren machen. Aber viele brauchen Hilfe und Unterstützung. Bei Aliena finden wir das. Aliena verhilft uns auch wieder zu Selbstbewusstsein.

Was ich mir wünsche? Für die Frauen im Sexgewerbe in Basel: anständige Preise und keinen Mietwucher mehr. Und Hilfe für den Ausstieg und einen Berufswechsel und eine Weiterbildung. Und für mich selber: dass meine Tochter einmal ohne Geldsorgen die Universität besuchen kann und in einem tollen Beruf auf eigenen Beinen steht, dass ich mein Familienhaus verwirklichen kann, und dass ich im Lotto gewinne! Ich spiele Lotto. Wenn ich gewinnen würde, würde ich sofort aufhören und nach Hause gehen zu meinen Liebsten.

Aliena
www.aliena.ch

- ist eine Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe.
- bietet niederschwellige Beratung, Begleitung, Workshops, Deutschkurse und individuelle Unterstützung an.
- ist ein Treffpunkt und Erholungsraum für Frauen im Sexgewerbe.
- engagiert sich für die Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen von Sexarbeiterinnen.
- wird von der Jacqueline Spengler Stiftung, die von der CMS geführt wird, 2017 mit CHF 32380 unterstützt.

Sexarbeit

- In Basel-Stadt gibt es, gemessen an der Bevölkerungszahl, schweizweit die meisten Prostituierten und die meisten Erotikbetriebe.
- Seit 2010 ist die Zahl der Prostituierten in Basel signifikant gestiegen: Vor sieben Jahren arbeiteten in Basel rund sechshundert Sexarbeiterinnen allein aus den EU-/EFTA-Staaten. 2016 war die Zahl auf das Vierfache gestiegen (2361).
- Im Gegensatz zur steigenden Anzahl von Sexarbeiterinnen hat die Anzahl der Erotikbetriebe und -salons in den vergangenen Jahren abgenommen. Fachstellen vermuten einen Zusammenhang mit der wachsenden Bedeutung des Internets und von Escort-Services.

Quelle: Fachreferat Prostitution, JSD Kanton Basel-Stadt.



Basel wäre eigentlich schön. Ich kenne es nicht.



In meiner Heimat ist es jetzt Nacht.



Man gewöhnt sich halt dran.



Mein Arbeitsort. Wohnort. Unort.



Mein täglicher Morgenspaziergang –
den Geräuschen am Wasser lauschen.



Mein Chatroom, der Matthäusmarkt.



Mobiler Wohnraum statt Wolkenkratzer
am Klybeckquai!



Alles, was ich brauche,
in meinem Anhänger.

STADTNOMADIN, UTOPISTIN, REBELLIN WIDER WILLEN

SABINE SCHÄFER

Ich bin 54 Jahre alt und lebe seit bald sieben Jahren als Stadtnomadin ohne eigene Wohnung. Die Dreirosen-Buvette, wo wir jetzt sind, ist quasi mein Wohnzimmer, wo ich mich wohlfühle und auf-tanken kann. Meine heutige Lebensweise ist nicht ganz freiwillig gewählt. Es ist sozusagen eine persönliche Konsequenz, ein bewusstes Manifest für ein «Recht auf Stadt» auch für Menschen mit tiefem Einkommen und ein Versuch, auf friedliche Weise gegen das Vertriebenwerden von Wenigverdienenden aus unserer Stadt zu protestieren.

Ich habe lange Jahre in einer sehr günstigen Wohnung gelebt. Dann wurde das Haus verkauft. Es gelang mir damals, eine Wohn-genossenschaft aufzubauen, aber ich wurde nicht glücklich damit, weil bisherige Bewohner ohne eigenes Vermögen ausziehen mussten. Ich fand einen günstigen Dachstock zum Mieten, der mir wegen Eigenbedarfs aber wieder gekündigt wurde. Danach habe ich mit meinem Kleinstekommen in Basel keine bezahlbare Wohnung mehr gefunden. Mit «bezahlbar» meine ich 400 bis 500 Franken. Für diesen Betrag bekam ich ausschliesslich befristete Nutzungen angeboten. Ich bin ein Stadtmensch und will deshalb nicht aufs Land ziehen, wo die Mieten günstiger sind. In Basel ist mein ganzes soziales Umfeld, das mir so wichtig ist. Deshalb lasse ich mich nicht verdrängen.

Vor sieben Jahren habe ich deshalb angefangen, Wohnungen zu hüten, während die Mieter in den Ferien sind. Ich betreue Katzen und Pflanzen und bin so etwas wie eine «Nachbarin für alle», welche da ist, wenn man verreist. Ich ziehe so von Wohnung zu Wohnung, im letzten Sommer zum hundertsten Mal. Es ist ein Tauschgeschäft. Alles, was mir wichtig ist, hat in einem Veloanhänger Platz: Lebensmittel, eigene Gewürze, mein Kaffeekännli, mein Radio, eigenes Bettzeug und Frotteewäsche. Das ist mein minimaler Rest von «Heimat», damit ich mich nicht wie in einem Hotel fühle. Gibt es eine Auftragslücke, kann ich zu Freundinnen gehen, die ein Gästezimmer haben. Diese Grosszügigkeit will ich nicht übermässig strapazieren und ziehe weiter, sobald eine neue Anfrage kommt. Früher war meine eigene Wohnung mein Heiligtum. Jetzt habe ich mich in eine Art inneres Kloster aus Alltagsritualen zurückgezogen.

Ich habe Handweberin gelernt, habe in der Textilproduktion gearbeitet, im ehemaligen Basler Wöschhuus, in der dazugehörigen Färberei, im Naturhistorischen Museum und im Museum der Kulturen. Damals hatten die Museen noch Geld für kleine, hochqualifizierte Jobs für handwerklich begabte freie Mitarbeiterinnen. Berufsbegleitend machte ich eine Weiterbildung zur Technischen Kauffrau. Seit 1994 bin ich selbstständig erwerbend. Zuerst habe ich die Färberei geleitet, heute berate ich Menschen, welchen das Leben in unserer Gesellschaft über den Kopf wächst. Um die beruflichen Herausforderungen bewältigen zu können, wurde ich Expertin in Selbstorganisation. Wer wie ich als Stadtnomadin unterwegs ist, braucht viel logistisches Können. Diese Technik gebe ich nun weiter. Ein zehn Quadratmeter kleines Büro konnte ich bei der Kontaktstelle für Arbeitslose mieten. Da lagere ich auch meine Kleider und persönlichen Dinge. Warum ich nicht in einem «normalen Job» arbeite? Hm ... Ich habe immer versucht, mich anzupassen, aber es ist mir nicht gelungen. Ich bin ein sorgfältiger Mensch und brauche viel Zeit, auch für mich. Achtsamkeit gegenüber mir und meiner Umwelt und Spiritualität im Alltag sind mir sehr wichtig.

Es geht mir mittlerweile nicht nur um eine eigene bezahlbare Wohnung. Ich habe mich intensiv mit alternativen Geldsystemen, Freiwirtschaft und sozialer Ökonomie beschäftigt. Dass wir zum Beispiel als Mieterinnen oder Arbeitnehmer über die Pensionskassen die gewinnorientierte Bewirtschaftung von Boden und Immobilien weiter anheizen, lehne ich ab. Deshalb will ich auch keinen Job, für den ich einer Pensionskasse beitreten müsste. Der Boden ist ein Allgemeingut, und alle sollten das Recht haben, ihn zu einem bezahlbaren Betrag zu nutzen. Dann könnte man auch ein bedingungsloses Grundeinkommen einführen. Ein solches über die Erwerbseinkommen zu finanzieren, halte ich für den falschen Weg.

Das Leben ohne eigene Wohnung ist ein extremer Drahtseilakt. Es macht einen sehr verletzlich. Wobei es mir ja wesentlich besser geht als den vielen Obdachlosen in Basel. Sozialhilfe würde ich nur im extremsten Notfall beantragen. All das, was ich nur schon für die Organisation meiner verschiedenen Wohnungen leiste, wird nicht anerkannt. Die Krankenversicherung werde ich demnächst auch nicht mehr bezahlen können. Weil mein «Fall» in den Gesetzen nicht vorgesehen ist, bekomme ich nur einen reduzierten Anteil an Prämienverbilligungen. Um sie ganz zu erhalten, müsste ich trotz Wohnungslosigkeit und zwei anspruchsvollen Tätigkeiten vortäuschen, dass ich auf Stellensuche bin. Diese Geringschätzung habe ich als sehr verletzend erlebt. Es zwingt mich dazu, die höchste Franchise zu wählen und gleichzeitig auf alle versicherten Leistungen zu verzichten.

Was ich mir wünsche? Dass das Recht auf Wohnen vom Einkommen abgekoppelt wird. Das ist meine Utopie, die ich nicht aufgeben. Für die vielen Basler Obdachlosen wünsche ich mir, dass sie sich alle einen kleinen, privaten Ort erschaffen können, an welchem sich ihre Siebensachen geschützt verstauen lassen. In Köln realisiert ein Künstler zusammen mit Obdachlosen ein solches Projekt. Überhaupt sollten wir auch in unserer Stadt aufhören, etwas für benachteiligte Menschen zu tun. Ideen sollten mit den Bedürftigen gemeinsam entwickelt werden. Und für mich? Ich träume von einem Wohnwagen und einer Gesetzesanpassung, welche es erlauben würde, mobile Wohneinheiten auch ausserhalb einer Bauzone aufzustellen.

Schwarzer Peter
www.schwarzerpeter.ch

- ist ein Verein für Gassenarbeit.
- leistet aufsuchende Sozialarbeit im (halb)öffentlichen Raum.
- bietet Beratung, Einzelfallhilfe und Begleitung sowie Meldeadressen an.
- fördert Hilfe zur Selbsthilfe in eigenen Büroräumlichkeiten.
- wird von der CMS in den Jahren 2017–2020 mit CHF 80 000 unterstützt (20 000 p.a.).

Obdachlosigkeit

- Aktuell haben rund vierhundert Menschen bei der Basler Gassenarbeit Schwarzer Peter eine Meldeadresse, weil sie über keine Wohnung mehr verfügen. Vor sechs Jahren waren es noch hundert, also viermal weniger. Ein grosser Teil lebt in versteckter Obdachlosigkeit und kommt bei Freunden und Bekannten unter.
- Von den vierhundert Gemeldeten leben rund vierzig heute in Basel auf der Strasse.

Quelle: Jahresbericht Schwarzer Peter 2016.

nur keine
Reklame
in diesem
Briefkasten!



Bitte keine Werbepost
abwerfen

nur keine
Reklame
in diesem
Briefkasten!



Zurück in die Zukunft

Das HeK

und die Medienkunst

oms Im hellen Foyer sitzen zwei Männer an ihren Laptops und unterhalten sich angeregt auf Englisch. Die Frauen hinter der Bar lachen leise miteinander. An den Esstischen haben sich junge Studierende von der benachbarten Hochschule mit ihrer Dozentin niedergelassen. Durch die offene Tür zum Ausstellungsraum sind Agnes Meyer-Brandis und ihre Assistentin beim Einrichten zu beobachten. Beamer werden herumgeschoben, aber auch kleine Sträucher und Gräser in Töpfen. Das ist das Leben an einem normalen Wochentag im Haus der elektronischen Künste (HeK) auf dem Dreispitz: ausstellen, vermitteln, diskutieren, nachdenken, lernen, aber auch telefonieren, essen und trinken.

Das Haus der elektronischen Künste Basel (HeK) ist seit 2011 mit seiner Kunstsammlung, mit Ausstellungen, Werkproduktion und Vermittlung in einem Bereich engagiert, der unser Leben seit den Achtzigerjahren nachhaltig verändert hat: Internet, neue Medien und mobile Kommunikation. Nach einer intensiven, innovativen und hoffnungsvollen ersten Phase seit der Eröffnung im neuen Gebäude 2014 am Freilagerplatz – gefördert von der Christoph Merian Stiftung (CMS), den Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft und unter anderem durch eine namhafte Subvention des Bundesamts für Kultur (BAK) – bringt gerade das BAK dieser Tage das HeK in die Bredouille. Die Museumspolitik der nationalen Kulturbehörde (der einige Änderungen im Sinne von Transparenz, nationaler Visibilität und Schwerpunktsetzung gut anstünden) sorgt ausgerechnet bei kleinen, innovativen Schweizer Museen mit Spezialthemen für substantielle finanzielle Nöte. So auch beim HeK.

Im Juli 2017 wurde klar, dass das HeK ab 2019 rund vierzig Prozent weniger Subventionen vom BAK erhalten wird. Der Entscheid hängt weniger mit der Qualität der bisher geleisteten Arbeit des HeK zusammen, die auch vom BAK positiv beurteilt wird, als vielmehr mit einer Umstellung der nationalen Förderleistungen, die auf zwei Vorgaben basiert: zum einen auf nationaler und regionaler Gleichberechtigung, zum andern auf der regionalen Unterstützung der betreffenden Museen. Dagegen kann eigentlich niemand in der Schweiz etwas einwenden. Jedoch hat die Art und Weise, wie – so will es zumindest scheinen – diese Neuausrichtung umgesetzt wird, Kritik hervorgerufen.



Farbenspektrum: Kultur digital abstrahiert

Als «Stunde der Technokraten» beschrieb im August 2017 ein Artikel von Marc Tribelhorn in der Neuen Zürcher Zeitung das Vorgehen. Zu Recht. Statt innovativer Schwerpunkt- und Zukunftsplanung im Sinne einer nationalen, auch inhaltlichen Schwerpunktsetzung endete ein Bewerbungsverfahren in einem wohlausgewogenen schweizweiten Kompromiss: Museen in elf Kantonen in drei Landesteilen werden sich die 5,9 Mio. Franken in föderalistischem Einvernehmen teilen. Ein bisschen von allem, vor allem aber Tradition! Innovative Museen sammeln und vermitteln aber nicht für die Vergangenheit, sondern bereiten das Terrain für die Zukunft – und Medienkunst ist ein wichtiger Teil dieser Zukunft. Ein Grossvater wird seiner Enkelin in zwanzig Jahren im HeK zeigen können, warum die Schweizer Künstler Wachter & Jud in ihren Arbeiten Internetsensur umgehen wollten und was ein Allbildgenerator von Philipp Madörin leistet.

Das HeK widmet sich der digitalen Kultur und den neuen Kunstformen des Informationszeitalters. Es ist ein Ort, an dem kreative und kritische Diskurse über die ästhetischen, gesellschaftspolitischen und ökonomischen Auswirkungen von Medientechnologien stattfinden. Und explizit hatte das HeK vom BAK den Auftrag erhalten, eine Medienkunstsammlung von nationaler Bedeutung aufzubauen. Auch wenn weiterhin nationale Subventionen gesprochen werden, sind diese massiv niedriger als zuvor – mit der Konsequenz, dass die klassischen Museumsaufgaben der Sammlung, Erforschung und Vermittlung nicht mehr im gewohnten Umfang oder eine Zeit lang gar nicht mehr gewährleistet werden können. Dabei bedeutet das Sammeln von Medienkunst nicht nur die Verfügbarkeit von Raum, Ausleihe und Vermittlung, sondern in dieser ephemeren und volatilen Kunst auch massive Restaurierungsarbeiten, die meist die Neukreation von Programmen oder Speicherplatz und Speichermedien bedeuten. Dies ist ein Prozess, der wie bei anderen kulturtechnischen Sammlungen konsequent mit aktuellen Nutzungsfragen der Medien einhergeht. Und zwar im Tempo der medialen Entwicklung!

Eintauchen in virtuelle Realitäten



Dass die neue Museumspolitik des Bundesamts für Kultur für das HeK eine einschneidende Kürzung bedeutet (trotz der Unterstützung der CMS und der beiden Basel), ist umso absurder, als das Haus den Qualitätsauftrag im nationalen Sinn erfüllt. Das HeK hat seit seiner Eröffnung im Jahr 2014 (und der damit verbundenen Vorbereitungs- und Umbauarbeit seit 2011) Leistungen vorzuweisen, die sich national wie international sehen lassen können. Doch Qualität und Einzigartigkeit zählen in diesem Fall nicht; das Gesamtbudget ist einfach zu niedrig, um auf die früher gesprochene Höhe der Subvention zu kommen. Konsternation herrscht beim künstlerischen Beirat des HeK, wo wir uns seit mehr als einem Jahr Mittel und Wege überlegen, um für das HeK weitere finanzielle – lokale – Quellen aufzutun. Medienkunst kontextualisiert wie alle Kunst global, nicht lokal!

Fairerweise muss zugegeben werden, dass das BAK seine neue Museumspolitik mit der Kulturbotschaft angekündigt hat. Jedoch lassen sich nachhaltige Sponsoren, Unterstützungs- und Fördermittel im Umfang von 200 000 Franken nicht in ein bis zwei Jahren finden. Dazu braucht es oft jahrelange Begegnungen, Vertrauen und auch Glück! Zudem findet sich die Basler Museumspolitik gerade in den (finanziellen) Schlagzeilen.

Erinnern wir uns: Basel hat sich, initiiert durch die CMS, als erste Stadt der Schweiz – abgesehen von Genf mit dem Centre Saint-Gervais (heute geschlossen) und dem Fond d'art contemporain/Sammlung André Iten – mit dem plug.in in den Jahren 2000–2010 am Rheinufer ein Haus mit Ausstellungs-, Vermittlungs- und Produktionsarbeit geleistet und bereits damals neben den grossen Institutionen, wie ZKM Karlsruhe, Ars Electronica Linz etc., von sich reden gemacht. Das Video- und Performancekunst-Festival Viper zog 2000 von Luzern nach Basel und wurde 2005, nach der gescheiterten Fusion mit plug.in, vom Shift-Festival abgelöst, das 2007 bis 2011 jährlich auf dem Dreispitz stattfand.

Diese neue Kunstform, die unseren Umgang mit Internet, Mobiltelefonie, Software und Games thematisiert, hat die Stadt immer wieder herausgefordert und auch beglückt! Als Sabine Himmelsbach von Oldenburg (Edit-Russ-Haus für Medienkunst) als Direktorin 2011 nach Basel kam, begann für die Medienkunst in Basel eine neue Zukunft. Das HeK hat seit 2011 zahlreiche Aktivitäten neben den Ausstellungen entwickelt, auch im Bereich Vermittlung, Aufbau einer jungen Besucherschaft, Festivals und Workshops. Angesichts der gegebenen Rahmenbedingungen und mit einem kleinen Team eine Medienkunstsammlung von nationaler Bedeutung mit gegen siebzig Werken inklusive Internetpräsenz aufzubauen, ist eine Leistung, die man auch in der Schweiz erst einmal suchen muss und zurzeit nicht findet.

Tatsächlich ist nun das HeK in einem wichtigen Teil als Museum bedroht: in der Sammlungstätigkeit. Die Medienkunst in Basel, die immer wieder zu neuen und zum Teil auch heftigen Diskussionen in der Stadt Anlass gab, darf in ihrer Existenz – den Werken selbst und ihrem Erhalt – nicht in Gefahr gebracht werden.

Die Hühnerphilosophie der Merian Gärten

cc1 Auf den saftig grünen Weiden des Brüglingerhofs gackern die Hühner und krähen die Hähne. Aufgeteilt in zwei Herden mit jeweils 45 Hühnern und zwei Hähnen und in eine Aufzuchtgruppe, halten die Merian Gärten alte und seltene Pro-Specie-Rara-Rassen nach biologischen Richtlinien. RADAR traf Denise Marty, Gruppenleiterin Landschaftspflege & Landwirtschaft der Merian Gärten, zum Gespräch.

Überall ist von glücklichen Hühnern die Rede. Wie steht es diesbezüglich mit den Hühnern in den Merian Gärten?

Aber sicher sind sie glücklich, die Glücklichen der Welt! Nein, natürlich nicht. Denn ich kann nicht beurteilen, ob ein Tier «glücklich» ist. Ich kenne dieses Gefühl zwar bei mir selbst, aber bei den Tieren frage ich mich lieber, was sie brauchen, damit es ihnen gut geht.

Und was brauchen sie?

Die Hühner brauchen natürlich Futter, viel Auslauf und Platz, ansprechende Beschäftigungs- und Scharrmöglichkeiten, regelmässige Hygiene und grüne Weiden. Wir halten Hühner mit Hähnen in kleinen Herden und in tierfreundlichen Ställen. Wichtig ist, die Tiere täglich zu beobachten und zu kontrollieren. Es liegt an mir herauszufinden, wann und warum es einem Tier vielleicht nicht gut geht und was dagegen zu unternehmen ist.

Wie werden die Hühner in den Merian Gärten gehalten?

Wir sind ein Vorzeigebetrieb mit dem Anspruch, die bestmögliche Tierhaltung zu gewährleisten. Insbesondere, weil wir mit unseren Vermittlungsprogrammen eine Vorreiterrolle einnehmen wollen. Pro Jahr haben wir rund hundert Besuche von Schulklassen und Kindergärten im Hühnerstall. In den Merian Gärten halten wir die alten und seltenen Pro-Specie-Rara-Rassen «Schweizerhühner» und «Appenzeller Barthühner». Die Merian Gärten setzen sich für eine artgerechte Tierhaltung und eine tierfreundliche Eierproduktion ein. Wir betreiben Landwirtschaft nach biologischen Richtlinien und weit darüber hinaus. Das bedeutet, dass Suppenhühner im Topf und nicht im Abfall landen und dass männliche Küken nicht getötet, sondern zu Junghähnen

aufgezogen werden. Wir lassen auch alte Hühner leben. Ein Huhn kann bis zu zehn Jahre alt werden. Normalerweise werden Hühner nach einem Jahr geschlachtet. Nicht so in den Merian Gärten, obschon die Legeleistung abnimmt. Wir haben das Privileg, nicht primär nach ökonomischen Kriterien agieren zu müssen.

Eine Besonderheit ist die Aufzucht von Junghähnen. Lohnt sich das?

Wirtschaftlich lohnt sich die Aufzucht für uns nicht. Die Junghähne wachsen langsam, setzen je nach Rasse wenig Fleisch an, lassen sich in der Küche nicht so vielfältig verwerten und kosten mit 25 Franken pro Kilo mehr als herkömmliche Mastpoulets. Die Aufzucht ergibt für uns aber Sinn, weil wir damit ethische Hintergründe aufzeigen können. Wenn die Konsumenten die ganze Geschichte kennen und also wissen, dass die Junghähne nach der Geburt nicht aussortiert wurden, sind sie bereit, den höheren Preis zu bezahlen. Meine Philosophie lautet: Wer in den Merian Gärten Eier kauft, soll im Herbst auch einen Junghahn beziehen – den Bruder der Legehennen.

Inwiefern ist der Hühnerstall beispielhaft für die Christoph Merian Stiftung?

In den Merian Gärten führen wir das Erbe von Christoph Merian weiter. Er selbst war auch Agronom. An diesem Ort, an dem Merian Anfang des 19. Jahrhunderts Landwirtschaft betrieb, tun wir dies zweihundert Jahre später immer noch. Mit dem Knospe-Label von Bio Suisse bewirtschaften wir sein Erbe, wie es der heutigen CMS-Strategie entspricht, die sich für Nachhaltigkeit auf allen Ebenen einsetzt. Die Hühnerhaltung gehört dazu und ist Teil des Engagements der Stiftung im Förderbereich Natur. Darüber hinaus vermitteln



Denise Marty mit dem zutraulichen Appenzeller Barthuhn Pippa

wir mit unseren Bildungsangeboten auch Schülerinnen und Schülern Naturerlebnisse und geben ihnen Einblicke in die landwirtschaftliche Produktion.

Was beinhaltet das Vermittlungsprojekt in Bezug auf den Hühnerstall?

Viele Kinder, die in der Stadt aufwachsen, haben wenig Gelegenheit, Zeit in der Natur zu verbringen. Im Rahmen von Schule & Landwirtschaft beobachten die Kinder, wie die Küken im Brutkasten im Schulzimmer schlüpfen. In den Merian Gärten wachsen die Küken in einem separaten Stall auf. Ausgewählte Schulklassen kommen fünfmal im Jahr zu Besuch und helfen beim Füttern sowie bei Reinigungsarbeiten. Unser Ziel ist es, den Kindern die Entwicklung vom Ei zum Huhn zu erklären und damit ihre Sensibilität für das Tier, die Natur und unsere Lebensmittelproduktion zu schärfen. Schülerinnen und Schüler hören dann oft von mir zum ersten Mal, dass in der industriellen Produktion die männlichen Küken getötet werden.

Die Hühner der Merian Gärten sind seltene Schweizer Rassen. Was bedeutet dies?

Die Stiftung Pro Specie Rara verfolgt mit dem Schutz und der Erhaltung von alten und seltenen Rassen hehre Ziele, zu deren Umsetzung wir mit unserem Engagement beitragen. Aller-

dings haben wir keine eigentlichen Zuchtgruppen. Weil wir bei den Schweizer- und Barthühnern die eigenen Jungtiere aufziehen und nicht jährlich alle Legehennen auswechseln, haben wir in den Herden unterschiedliche Blutlinien. Unsere Tiere kommen daher nicht für die Zucht infrage. Das bedeutet, dass wir keine Tiere aussortieren, nur weil sie etwas von der züchterischen Norm abweichen. Für züchterische Erfolge bräuchte es aber diese Selektion – eine Zucht ohne Kompromisse. In den Merian Gärten gehen wir Kompromisse ein. Das Augenmerk gilt in erster Linie dem Wohl der Tiere.

Welche Pläne bestehen für die Zukunft?

Die Herde mit den Junghühnern und -hähnen, die nur von Mai bis September einen Stall brauchen, möchte ich in Zukunft in einem mobilen Stall im Freiland aufziehen. Im frei gewordenen Hühnerstall könnten wir eine dritte seltene Schweizer Rasse halten, beispielsweise Appenzeller Spitzhaubenhühner. Mal schauen, ob sich dies realisieren lässt.

Museumsnacht Basel, 19. Januar 2018

Haben Sie sich auch schon gewundert, warum Museen um 18 Uhr schliessen, während andere kulturelle Institutionen erst um diese Zeit öffnen? Einmal im Jahr verlängern Museen ihre Öffnungszeiten und machen bis zwei Uhr morgens mit vielfältigen Aktionen auf sich aufmerksam: Es ist Museumsnacht.



Experimentierlabor Papiermühle an der Museumsnacht

Die eigenen Betriebe der Christoph Merian Stiftung (CMS) – das Cartoonmuseum und das Mühlemuseum in den Merian Gärten – stellen zusammen mit den Partnern der Stiftung – dem Haus der elektronischen Künste (HeK) auf dem Dreispitz und der Basler Papiermühle – vier der rund vierzig Museen, die sich an der Basler Museumsnacht beteiligen.

Rund um die Ausstellung «Future Love» lädt das HeK ein, die Museumsnacht 2018 auf ganz unterschiedliche Weise zu erleben: sei es bei einem Kuss, der mit allen Sinnen erfahrbar gemacht wird, bei einer kybernetischen Musikperformance oder beim Eintauchen in die Retrowelt während eines Live-Coding-Acts. Für Gross und Klein bietet sich die Gelegenheit, mithilfe einer selbstgebauten Maschine den eigenen Herzschlag oder Atem hör- und sichtbar zu machen.

Das Cartoonmuseum zeigt in der Retrospektive «Lorenzo Mattotti. Imago» die Werke eines weltbekannten Künstlers, der dem Unterbewussten mit glühenden Ölkreiden, nachtschwarzem Pinselstrich und zerbrechlichen Tuschlinien Gestalt verleiht. Ralf König, der erfolgreichste deutschsprachige Comiczeichner, bringt in einer Liveperformance sein neuestes Werk «Herbst in der Hose» auf die Bühne, und weitere Illustratoren laden dazu ein, selbst den Stift in die Hand zu nehmen. Begleitend zur Mattotti-Ausstellung erscheint im Christoph

Merian Verlag die erste deutschsprachige Publikation zur Ligne fragile – eine langjährige Serie von freien, surrealen Tuschzeichnungen des in Paris lebenden Zeichners, Malers und Illustrators.

Experimente und Improvisationen stehen auf dem Programm der Basler Papiermühle. Entdecken Sie auf einer nächtlichen Reise durchs Museum zeitgenössische spielerische Anwendungen alter Handwerkskunst und verrückter Einfälle. Oder hatten Sie vielleicht selbst schon die Idee, Gummibärchen als Klebstoff beim Buchbinden einzusetzen?

Die Mühle aus dem 16. Jahrhundert ist eines der ältesten Gebäude in den Merian Gärten. Auch das Mühlemuseum ist an der Museumsnacht wieder dabei: diesmal mit einem szenischen Ausflug in vergangene Zeiten, kulinarischen Leckerbissen und der wie immer besonderen Stimmung im nächtlichen Garten.

www.museumsnacht.ch

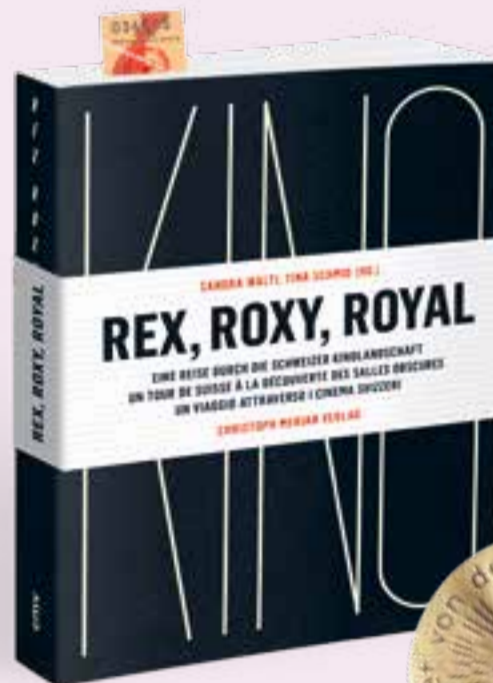
Lustvolle Kinoreisen

Die meisten kennen das Muotathal wegen seiner wilden Schönheit, viele verfolgen die Prognosen der «Wetterschmöcker». Wer auf den Wasserbergfirst hinaufklettert, dürfte sich aber kaum träumen lassen, dass er mitten in diesem Naturparadies ein Kino findet. Kein Multiplex, sondern die St. Josefshalle der örtlichen Theatervereinigung. Ausserhalb der Saison werden hier Filme gezeigt, darunter solche, die in keinem anderen Schweizer Kino zu sehen sind. Ein ebenso spannendes Kino ist das Sil Plaz mitten in Ilanz. Die ehemalige Schmiede lockt nicht nur mit ihrer Mischung aus Bündner Bergkapelle und afrikanischer Lehmhütte (mehrfach ausgezeichnet), sondern einem Programm aus internationalem Autorenkino und aktuellen Schweizer Filmen.

Diese und andere Trouvaillen haben die beiden Herausgeberinnen und Buchgestalterinnen Sandra Walti und Tina Schmid in jahrelanger Recherche aufgestöbert. Ergebnis ist ein Bijou der Buchkunst: «Rex, Roxy, Royal – Eine Reise durch die Schweizer Kinolandschaft». Auf Deutsch, Französisch und Italienisch porträtiert zehn Autorinnen und Autoren 111 Kinosäle. Oliver Lang hat die Säle und Kinohäuser besucht und in wunderschönen Fotos festgehalten. Eine Landkarte lädt zur Reise durch die Schweiz ein – und mit dem Genfer Grütli

öffnet sich der Blick in die faszinierende Welt der Kinos. Wir besuchen Landkinos, unbekannte Kinoperlen und Programmkinos. Kinos, die von Einzelpersonen geführt werden, von Familien, Vereinen, Stiftungen. Kinos, die wie «echte» Kinos aussehen, und Kinos, die an Kirchen, Tempel oder zerschellte Raumkapseln erinnern. Vor allem aber besuchen wir Kinos als Orte für ein gemeinsames Erlebnis: den Film. Dabei wird auch die Dynamik der Kinogeschichte beleuchtet, etwa im Val de Travers, wo einst drei Säle existierten, von denen nur das Colisée in Couvet überlebt hat.

Der mediale Widerhall war überwältigend: Filmbulletin und Cinébulletin, Basler Zeitung, Freiburger Nachrichten und NZZ, Bündner Tagblatt, Le Temps und Giornale del Popolo berichteten, und Radio SRF sowie die SRF-Tagesschau widmeten eine Sendung. Die Leserinnen und Leser waren derart begeistert, dass die Auflage innert eines Jahres fast völlig ausverkauft war. Kein Wunder, dass «Rex, Roxy, Royal» von der renommierten Stiftung Buchkunst als eines der schönsten Bücher prämiert wurde: Stolz durften die Herausgeberinnen und der Christoph Merian Verlag im Frankfurter Museum Angewandte Kunst die Urkunden in Empfang nehmen.



Sandra Walti und Tina Schmid (Hg.)
Rex, Roxy, Royal

360 Seiten, 115 Fotos, Ledereinband
CHF 39.–

ISBN 978-3-85616-820-9

Christoph Merian Verlag, Basel 2016



Redaktion: Sylvia Scalabrino, scy, Basel, Carlo Clivio, ccl (Leiter Kommunikation a.i. CMS)

Texte: Dr. Lukas Faesch (Präsident CMS), Fleur Jaccard, FJ (Leiterin Soziales CMS), Sibylle Omlin, oms, Sierre, Claus Donau, cdo (Lektorat & Produktion CMV)

Textliche Mitarbeit: Sandra Engeler, Maya Natarajan (Projektleiterinnen Soziales CMS)

Gestaltung: Beat Keusch Visuelle Kommunikation, Basel – Beat Keusch, Vanessa Serrano

Korrektur: Dr. Rosmarie Anzenberger, Basel

Bildbearbeitung: Bildpunkt AG, Münchenstein

Druck: Gremper AG, Basel/Pratteln

Auflage: 3500 Exemplare; erscheint dreimal jährlich (April, August, Dezember)

Bildnachweis: Patrick, Edina, Maria und Sabine Schäfer (Titelbild, S.3–16), Marco Frauchiger (S.17), Lukas Zitzer (S.18), Carlo Clivio (S.19), Martin Kluge (S.20 oben), Oliver Lang (S.20 unten)

cms
Christoph Merian Stiftung

St. Alban-Vorstadt 12
Postfach
CH-4002 Basel
T + 41 61 226 33 33
www.cms-basel.ch